Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 45 (1951)
Heft: 6

Buchbesprechung: Neue Pfade in der Literatur
Autor: Radine, Serge

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neue Pfade in der Literatur

Es gibt zahlreiche literarische Werke, die uns heute, ihrem unbestreitbaren Wert zum Trotz, darum so erschreckend wenig zu den Hoffnungen und Sorgen dieser Zeit zu passen scheinen, weil die Welt, die sie gestalten und der sie entstammen, wesentlich eine komfortable Welt, eine Vorkriegswelt ist. In den Romanen von *Francis Stuart* hingegen handelt es sich durchaus um diese Welt, diese vom und durch den Krieg geschaffene Welt, die wir nur zu gut kennen. Hier begegnen uns einige der Plagen, die uns nur allzu vertraut geworden sind: Hunger, Kälte, Angst, allgegenwärtige Polizei und in der Einsamkeit der mit soviel negativen feindlichen Elementen belasteten Menschen die totale Leere, die große innere Wüste. Dennoch aber, und darauf beruht gerade die Originalität und die wohltuende Wirkung solcher Bücher, lebt auch mitten in den bittersten Leiden, den grausamsten Enttäuschungen, ja selbst den schlimmsten Erniedrigungen ohne Unterlaß, unermüdlich und unbesiegbar eine immerwährende Hoffnung auf. Im Gegensatz zur Umwelt, die nur in der Erinnerung an eine für immer verschwundene Vergangenheit und deren unsicheren Frieden lebt und total unfähig ist, die furchtbaren, aber unabänderlichen Veränderungen, die sich vor ihren Augen abgespielt haben, zu begreifen, haben es die dem Herzen des Autors Francis Stuart nahestehenden Helden verstanden, die große Aufgabe, die die schreckliche ihnen auferlegte Erfahrung gestellt hat, zu entwickeln; sie suchen den Frieden mitten im Chaos und wissen, daß da die wahrhaftige, geduldige, von Eitelkeiten freie, ausdauernde und selbstvergessene Liebe ist. So gelangen Dominique und Halka in der «Feuersäule» siegreich zum Ufer einer neuen Existenz, einer neuen Schau der Dinge und einer Auffassung von den Menschen und vom Leben, die von der vorherigen ganz verschieden ist. «Sie hatten das Feuer durchquert und waren stärker daraus hervorgegangen; sie hatten ihr Leben nicht retten wollen, und dennoch war das Leben ihnen geschenkt worden.»

Gerade dieser Roman, «Die Feuersäule», hat dem französischen und schweizerischen Publikum diesen irländischen Schriftsteller bekanntgemacht, der in seinem Heimatland wie auch in England gefeiert ist. Die beiden neuen Bücher von ihm, «Versöhnung» und «Die Taufe der Nacht», die unmittelbar hintereinander in Paris, das erste bei Gallimard, das zweite, wie schon «Die Feuersäule», in den «Editions du Temps Présent», erschienen sind, zeugen auch bei uns von einem Romancier, der wahrscheinlich zu den bedeutendsten und am meisten charakteristischen unserer Generation gehört. Man hat, da sein Werk ganz von geistigem Leben beseelt ist, nicht unterlassen, den Vergleich mit Graham Greene zu ziehen. Es handelt sich dabei aber augenscheinlich um eine Vergleichung, die sich wohl leicht einstellt, aber nicht unbedingt richtig ist. Denn die literarische Welt Greenes ist trostlos durch die Abwendung vom

Leben der Erde und von der menschlichen Liebe im einzelnen. Das ewige Heil ist hier dem Menschen vor Augen gestellt als Ausweg einer sonst auswegslosen Schöpfung, während, wie wir gesehen haben, bei Francis Stuart immer, auch im schwärzesten Unglück, eine geheimnisvolle Hoffnung bleibt, die in unserer Natur selber verwurzelt ist und das fleischliche Leben immer aufs engste mit dem Schicksal der Seele verbunden bleibt. Darum erscheint uns dieser von dichterischem Feuer beseelte Schriftsteller als ein großer Darsteller der göttlichen Liebe. Ebenso beseelt auch die russische Idee – der Einfluß Dostojewskis ist hier sehr sichtbar – von der Sündenvergebung durch Leiden und Liebe das ganze Werk Stuarts. So ist die «Versöhnung», die uns das Verbrechen und die Ängste eines Mörders zeigt, dennoch zuerst und vor allem ein Lied der Liebe, ein Streben nach Gemeinschaft der Menschen, vor allem nach Gemeinschaft der Herzen, wie auch nach materieller Gemeinschaft. So sehen wir denn gegen das Ende des Romans einen Verzweifelten und die von ihm geliebte Frau, einen Mörder, einen Priester und seine Schwester in völliger Gemeinschaft unter dem gleichen Dache leben. Wir sehen weiter, wie die Schwester des Priesters den Verbrecher heiratet, um ihm bis zum Augenblick der Bestrafung den Trost ihrer Gegenwart und ihrer Liebe zu geben. Die Größe von Francis Stuart besteht darin, daß er es verstanden hat, den ganzen Schmerz der Menschen und der Zeit zu erfassen und daß er dennoch die Hoffnung bewahrt hat.

Wenn auch in vielen Punkten sehr verschieden, so findet man dennoch die gleiche Mischung von Realismus und geistigem Streben bei einem italienischen Schriftsteller, Carlo Coccioli, welcher im letzten Herbst den Veillon-Preis für sein Buch «Das Spiel» erhalten hat. Dieser junge Schriftsteller, der knapp 30 Jahre alt ist, schreibt unbestreitbar realistisch. Er zeigt uns die Menschen und ihre Taten mit fast grausamer Deutlichkeit, verbirgt nichts und täuscht nichts vor; er geht gerade aufs Wesentliche zu, auf die Tatsachen selber, die sich brutal vor uns aufbauen mit ihrer ganzen Gewalt. Coccioli steht sicher mit beiden Füßen auf der Erde und schwebt nicht in den Wolken. Er enthüllt die Häßlichkeiten und Fehler der Menschheit und weiß doch zur gleichen Zeit von der Tatsache, daß nicht alles im Menschen schlecht ist, und daß, wenn es gelingt, an seine besten Gefühle zu appellieren, man ihn über sich selbst hinausheben kann. Sehr charakteristisch hierfür ist das Buch, welches besonders originell und den Leser bereichernd ist, welches den recht suggestiven Titel «Das kleine Tal des lieben Gottes» – La piccola valle di Dio – trägt. Die Erzählung läßt den Leser in einer erstaunlich lebendigen Weise am Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen teilnehmen, der als Ganzes den Sinn unseres Lebens bestimmt und sich in der Menschheit abspielt, seit die Welt besteht. Die Schilderungen dieses kleinen Alpentales, eben des kleinen Tales des lieben Gottes, sind wahrhaft entzückend und poetisch. Von den ersten Seiten an hat man den Eindruck, selber mitten darinnen zu leben, mitten unter einer Bevölkerung, die

man glaubt, schon immer gekannt zu haben, denn Coccioli beschreibt als ausgezeichneter Romancier viel mehr die Früchte seiner Beobachtung als die seiner Vorstellungen. Und er hat es verstanden, mit vollendeter Feinheit und Takt, inmitten der Bevölkerung dieser italienischen Berge eine reine Apostelfigur, eine Art modernen Christus zu zeichnen, der allein durch seine Gegenwart, durch seine Haltung und seinen einfachen Blick Streitfragen zur Ruhe bringt und vornehmere Gefühle in den Herzen derer erweckt, die ihm begegnen und der einen moralischen und fördernden Einfluß auf die Einwohner des Tales ausübt und ihnen dadurch die Orientierung nach einer ganz anderen Existenz hin gibt. Freilich, nicht alle verstehen ihn und einige verharren viel lieber im Irrtum; Carlo Coccioli will nämlich in gleicher Weise unaufhörlich daran erinnern, daß der Mensch in der Wahl seiner Wege frei bleibt, und daß der Streit zwischen Gut und Böse, der seit Bestehen der Welt sich vollzieht, ohne Zweifel auf Erden niemals aufhören wird. Läßt man sich einmal von der Erzählung mitreißen, so bietet jedes Kapitel eine reiche Ernte neuer Eindrücke und Besinnungen und wird zur durststillenden Quelle von Schönheit und Reinheit, wenn alle Häßlichkeiten und Trivialitäten der täglichen Existenz auch in ihrer härtesten und abstoßendsten Form verwandelt und erhöht werden. So bleiben die Personen des kleinen Tals des lieben Gottes unvergeßlich in unserer Erinnerung. Sie besitzen in der Tat alle die Eigenschaft, gegenwärtig zu bleiben – eine für einen Erzähler unschätzbare Gabe. Das verdankt die Erzählung dem plastischen Sinn, dem großen Zug und dem Geschmack des Erzählers, der sich auch an einigen Stellen als humorvoller Schilderer zu zeigen versteht. Der Schluß, zu dem wir nach der Lektüre dieses schönen Werkes kommen werden, ist der, daß diese paar Menschen aus dem kleinen Alpental, deren Geschick durch eine besondere menschliche Existenz gewandelt wird, von uns verschieden und uns dennoch im Grunde so ähnlich sind.

Der neue Roman von Carlo Coccioli, «Himmel und Erde», der in französischer Übersetzung soeben in Paris bei Plon erschien, ist ebenfalls ein großes, reiches und bewegendes Buch. Es schildert die Geschichte eines Priesters, der nach mannigfachen und schmerzvollen Anfechtungen langsam zur Heiligkeit und zum Martyrium reift. Nach einem langen und peinvollen Weg hat Don Ardito schließlich die Tatsache erkannt, daß Gott Liebe ist und daß man ihn in allen seinen lebenden Geschöpfen lieben muß. Er erhebt sich mit Kraft gegen die Gewalt und den Wahnsinn des Krieges. Um einige Leben zu retten, läßt er sich als Verräter behandeln und stirbt schmachvoll, von Angst gefoltert, denn er ist trotz allem nur ein Mensch; aber er hat wenigstens die Einfalt und die Unschuld, diese unvergeßlichen Gaben der Menschen reinen Herzens, gefunden. Carlo Coccioli hat in «Don Ardito» eine außerordentlich eindrückliche Figur gestaltet. Wenn wir seither an ihn denken, erinnern wir uns der so einfachen und doch so grundlegend wichtigen Entdeckung, die er für sich und für uns gemacht hat, und deren Verwirklichung genü-

gen würde, um das Antlitz der Erde zu verwandeln: «Ich habe entdeckt, daß es nützt, zu lieben.»

Einige andere Werke der jungen italienischen Literatur stehen durch ihre Eingebung dem Werke Carlo Cocciolis nahe, so insbesondere «Der Himmel ist rot» von Giuseppe Berto, wo das soziale Problem sich mehr indirekt gestellt findet. Dieser Autor gehört zur gleichen Richtung wie zwei französische Romanschriftsteller der Nachkriegszeit. Die Zeitungen haben kürzlich berichtet, daß der Romanpreis Guy de Maupassant – der große Romanpreis der Stadt Cannes – Luc Decaunes für seinen neuen Roman «Ich bereue nichts» zugefallen ist. Man muß sich herzlich freuen, daß ein so kühnes Werk, das mit soviel Mut die soziale Frage aufwirft, von einer literarischen Jury preisgekrönt worden ist. Luc Decaunes, 1913 in Marseille geboren, hat sich schon sehr früh durch Gedichte ausgezeichnet. «Ich bereue nichts», erscheint als ein langer und harter Kampf, um die Menschenwürde zu verteidigen und zu bewahren. Der Held, André Vannier, ist ein Revolutionär, ein freiwillig Deklassierter, der schließlich, aber um den Preis harter und äußerst schmerzvoller Prüfungen und auf Wegen, die denen, welche er zehn Jahre früher beschritt, gar nicht gleichen, dazu gelangt, nicht nur über die andern, sondern auch über sich selber zu triumphieren und jene Würde der Existenz zu erreichen, die seit seiner Jugend sozusagen seine Lebensnorm und das einzige Ziel seiner Existenz war.

Als junger Lehrer, so beginnt der Roman, hatte André Vannier eines Tages vor der Klasse einen Inspektor, dessen Arroganz und Ehrgeiz ihm in diesem Augenblick zum Symbol einer ungerechten und verabscheuungswürdigen Gesellschaft geworden war, geohrfeigt. Auch sonst hatte André Vannier kein Glück im Leben gehabt. Waise, war er schließlich dazu gelangt, in seinem Amt sich die Freundschaft seiner Schüler zu erwerben, hatte aber nie sich der administrativen Disziplin beugen können. Der Streich, den er jetzt begangen hat, bildet den Wassertropfen, der das Gefäß zum Überlaufen bringt. Er wird entlassen und ist gezwungen, als Arbeiter sein Brot zu verdienen. In dem für ihn ganz neuen Milieu fühlt er sich wohl, in einem gewissen Sinn auf gleichem Fuß mit seinen Kameraden, ist aber dennoch von ihnen getrennt. Sein geistiger Besitz hindert ihn, ihre Interessen ganz zu teilen, wahrhaftig einer der ihren zu sein. Als gründlicher Individualist kann er sich nicht dazu entschließen, sich selbst zu verleugnen und beugt sich weder der Liebe noch den sozialen Notwendigkeiten. Trotzdem er die besten Absichten hat, führt der Stolz, von dem er besessen ist, am Ende alle seine Anstrengungen zu einem totalen Fiasko, und erst in den letzten Monaten seines Lebens, nach der Erfahrung des Krieges und der Widerstandskämpfe, entdeckt er das große Gesetz der menschlichen Solidarität und kann handeln, und zwar diesmal wirksam, weil seine Kräfte sich mit denen seiner Kameraden vereinigen. An der Schwelle des Todes, als er für ein von einem anderen begangenes Attentat büßt, begreift er, worin zu lange sein Irr-

tum bestanden hatte und daß der Mensch für sich allein nichts vermag und nichts ist als ein Narr, der seine eigene Vernichtung vorbereitet.

«Ich bereue nichts» ist vom Gesichtspunkt der Komposition aus ein Roman mit ziemlichen Ungleichheiten. Während der erste Teil meisterhaft durchgeführt ist, hält sich der zweite nicht vollständig auf dem gleichen Niveau. Dieser ist vielmehr dann und wann durch Längen und durch manchmal zu melodramatische Verwicklungen sowie durch allzu zahlreiche Liebesintrigen belastet. Doch wer wollte sich allzu unduldsam gegenüber solchen Unvollkommenheiten im einzelnen zeigen, wenn man Stellen wie der folgenden gegenübersteht: «Die häßlichen Frauen haben keine Aussichten, vielleicht einen Menschen zu finden, der sie rettet. Sehen Sie dieses arme Mädchen, das vorübergeht? . . . Ich glaube, niemals ist ein Mann stehen geblieben, um mit ihr zu sprechen, um ihre Hand zu ergreifen, sie weiß nicht, was Liebe ist . . . Ihre Häßlichkeit trennt sie von der Welt. Und sie ist arm im Übermaß. Die Arme, ihre Häßlichkeit kann allmächtig werden und allen Platz einnehmen.» Oder: «Um zu wissen, was die Mühsal der Menschen ist, muß man morgens vor 5 Uhr aufgestanden sein. Alle Einzelheiten sind dann von Bedeutung: Das gellende Klingeln des Weckers, die verlassene Bettfeuchte, der Seifengeruch und der Geschmack des zum Wärmen aufgestellten Kaffees, die an der Decke klebende elektrische Lampe, welcher zehn ähnliche Lampen in den Nachbarhäusern vis-à-vis antworten, der schwere Schlaf der Lider, der bittere Geschmack im Halse, die Schuhe, die man unter dem Bett sucht, der schlafende Mund der Frau, die man verläßt, der Lärm der Schritte im schweigenden Treppenhaus, die kalte Nacht draußen vor der Tür, die leuchtenden Gangwände der Untergrundbahn und die unbestimmbare Reise mitten in einer Fülle halbschlafender Menschen. . . Das wiederholt sich jeden Morgen und prägt sich dem Gehirne ein, wird Gewohnheit, bildet eine graue Decke, und nur manchmal in lichten Momenten vermag das Auge scharf Einzelheiten zu erkennen, die umstürzende Gewißheit, daß dieses eine Knechtschaft ist, die nicht enden darf.»

Der große Balzac hat vorhergesehen und vorhergesagt, – sicher als erster – daß die soziale Frage dem modernen Schriftsteller fast unbegrenzte neue Möglichkeiten eröffnen werde. Wenn aber Luc Decaunes wie andere mit unendlich viel Klarheit und Großherzigkeit hieraus seine Eingebung schöpft, so ist, wenn es ein Arbeiter selbst ist, der schreibt, sein Zeugnis noch viel bewegender. Man muß daran denken, welche gewaltigen Kräfte er aufwenden muß, um die Hindernisse, die sich vor seinem Fuß auftürmen, zu besiegen, nicht nur diejenigen Schwierigkeiten, die zur schriftstellerischen Arbeit gehören, sondern auch die des Milieus, in dem er lebt. Man muß daran denken, welch große Menge von physischer Energie und Nervenkraft hier nötig ist, um täglich für sich selbst und die Seinen die Existenz sichern zu können. Ein Arbeiter, der schreibt, hat immer etwas besonders Bewegendes an

sich. Darum hat man vor einigen Jahren in Paris besonders viel von einem Buche «Arbeiten» gesprochen, dessen Autor, Georges Navel, ein lothringischer Arbeiter war, der schon im Alter von 12 Jahren die Schule verlassen hat, um, wie sein Vater, Arbeiter zu werden. In diesem Buche «Arbeiten» war die ganze Lebenserfahrung des Menschen und Künstlers zusammengedrängt und in einer Form und einem ganz besonders verdichteten Stil ausgedrückt. Auch als Fabrikarbeiter ist Navel ein Mensch der Erde geblieben, und die Natur hat niemals aufgehört, auf ihn einen starken Eindruck, dem er immer wieder verfällt, auszuüben. So hat er in seinem abwechslungs- und wanderungsreichen Leben die verschiedensten Berufe ausgeübt, Autoarbeiter bei Citroën oder Renault, Hirt in Algerien, Anstreicher in Paris, Erdarbeiter in der Provence, je nach der Saison mit dem Kirschenpflücken oder mit den Aprikosen oder dem Lavendel beschäftigt. Schließlich aber kehrt er in die Fabrik zurück und kämpft darum, die beruflichen Verpflichtungen des täglichen Lebens mit der persönlichen Arbeit und der persönlichen Kultur zu vereinen. Er steht vor Tagesanbruch auf, um zu lesen oder zu meditieren und entfaltet, um dieses schwierige Unterfangen zu einem guten Ende zu führen, eine unzähmbare Energie, welcher man die gebührende Anerkennung schuldig ist. Am Ende des Buches «Arbeiten» versichert uns Navel, daß, auch wenn man bei der Arbeit in der Fabrik nicht unglücklich war, man daraus erschöpft und mit versiegender Vorstellungskraft herauskommt. Das gestattet ihm besser als irgend etwas anderes, den rechten Wert der wohltuenden Reduktion der Arbeit zu erkennen, von der manche nur die Kehrseiten, die zeitlich bedingten und zufälligen Schattenseiten sehen wollen. Die Bitterkeit aber und der Pessimismus beherrschen keineswegs das Werk dieses Mannes, und das Buch «Arbeiten» schließt trotz allem mit einem harmonischen Ton, einem Lied der Hoffnung.

Für alle diejenigen, die noch nichts von dem Buche «Arbeiten», das bei Stock erschienen ist, gehört haben, bietet die Veröffentlichung eines zweiten Werks «Fahrt» bei Gallimard heute die Gelegenheit, eine bedauerliche Unterlassung aufzuholen und Kontakt zu nehmen mit den Problemen der Arbeiterklasse, die für die moderne Gesellschaft so wichtig sind und die hier von einem zuverlässigen Zeugen behandelt werden, der sie selbst durchlebt hat und von ihnen mit ganzer Sachkenntnis zu reden weiß.

In diesen paar Büchern, deren wesentliche Bedeutung wir hier zu skizzieren versucht haben, wird der Leser ohne Zweifel mehr als in soviel anderen künstlich aufgebauschten Büchern – in der Art des berühmten Erfolgsromans von Margarete Mitchell «Vom Winde verweht» – ein getreues Spiegelbild dieser Zeit finden, in welcher eine lastende, materiell und geistig begründete Angst sich mit der unauslöschlichen Hoffnung für eine bessere Zukunft verbindet. *Serge Radine.*